Feindesliebe und Befreiungskampf : einige Überlegungen zum Sonderfonds des Ökumenischen Rates zur Bekämpfung des "Rassismus"

Autor(en): **Hübsch, Lorenz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **66 (1972)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-142015

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Feindesliebe und Befreiungskampf

Einige Überlegungen zum Sonderfonds des Ökumenischen Rates zur Bekämpfung des «Rassismus»

«Brot für Brüder — Schrot für Mörder». «Kirchenscherflein für Weltrevolution». «200 000 Dollar für Mörder». «Man sammelt Brot für Brüder und liefert Sprengröhren für Neger». «Kirchengeld für Mörderbanden».

Solche und ähnliche Sprüche begegnen uns seit einiger Zeit als Überschriften und Slogans in Zeitungen und Flugblättern. Sie beziehen sich alle auf einen Beschluß des Ökumenischen Rates der Kirchen, der nicht nur in der Presse, sondern vor allem auch in kirchlichen Behörden und Versammlungen viel zu reden gibt. Der Weltkirchenrat hat 800 000 Franken zur Verfügung gestellt, um Organisationen zu unterstützen, die Rassendiskriminierung bekämpfen.

Es handelt sich zum Beispiel um zwei Organisationen, die sich in Australien für die Urbevölkerung einsetzen; um das Komitee zur Verteidigung der Indianer in Kolumbien; um vier Befreiungsbewegungen im Exil, die für die Selbstbestimmung und die Menschenrechte der farbigen Bevölkerung in Südafrika und Rhodesien werben — darunter ist der Afrikanische Nationalkongreß, der von Häuptling Luthuli, Träger des Friedensnobelpreises, auf gewaltloser Grundlage gegründet worden ist. Und nun der Stein des Anstoßes: Beiträge gehen auch an fünf Organisationen, die sich in den portugiesischen Kolonialgebieten in offenem Aufstand gegen die weiße Kolonialmacht befinden. Sie erhalten je 40, 60 oder 80 Tausend Franken für Gesundheitswesen, Erziehung und Landwirtschaft in den von ihnen kontrollierten Gebieten. Wegen der Hilfe an diese Bewegungen hat ein Teil der westlichen Presse, vor allem in England, Westdeutschland und der Schweiz, eine sehr gehässige Kampagne ausgelöst.

Die Aktion der Ökumenischen Rates läuft unter dem Stichwort «Bekämpfung des Rassismus». Was steht hinter der Bezeichnung «Rassismus»? Offensichtlich ist in erster Linie an den weißen Rassismus, als der heute schlimmsten Erscheinungsform, gedacht. «Mit weißem Rassismus meinen wir den bewußten oder unbewußten Glauben an die Überlegenheit der Menschen europäischer Herkunft, die den weißen Menschen Herrschaft und Vorrechte einräumt.» (Uppsala 1968.) Die Weißen sind und bleiben laut dieser Ideologie und in der von ihr geförderten Gesellschaftsstruktur die Erwählten, die Aristokraten, die Besitzenden, die Herrscher.

Die große Mehrheit der andern sind und bleiben auf Grund des unveränderlichen Merkmals ihrer dunklen Hautfarbe die Verworfenen, Gemeinen, Untergebenen und Fremdbestimmten.

Rassismus ist darum nicht nur eine unschöne Verhaltensweise der Weißen, sondern bedeutet Geschäft und Profit auf Kosten der farbigen Bevölkerung. Er ist ein Teil einer Politik, mit der zum Beispiel im südlichen Afrika sehr massive wirtschaftliche Interessen (auch schweizerische!) verbunden sind.

Nun hat sich also der Ökumenische Rat der Kirchen entschlossen, nicht mehr nur mit Worten, sondern demonstrativ auch mit finanzieller Unterstützung an die Seite der von Weißen unterjochten Afrikaner zu treten. Nicht das Geld, sondern eben diese Solidaritätsbezeugung ist es wohl, die einen Sturm der Entrüstung entfesselt. Tatsächlich rührt die Geste des Kirchenrates an einen wesentlichen und umstrittenen Punkt: Darf die Kirche, die sich auf Jesus Christus beruft, Partei ergreifen für Menschen, die nicht nur mit friedlichen Mitteln für ihre Unabhängigkeit und Gleichberechtigung kämpfen, sondern die zu diesem Zweck auch zu den Waffen gegriffen haben? Oder muß sie ihre Hilfe vielmehr auf Organisationen beschränken, die der Gewaltlosigkeit verpflichtet sind, wenn sie glaubwürdig bleiben will? Wie stellen wir uns als Christen zur Anwendung von Gewalt, im Besonderen hier im Kampf der Versklavten für mehr Gerechtigkeit und Freiheit?

Ich möchte Sie dazu anregen, über diese Fragen ernsthaft und sachlich nachzudenken. Im Folgenden versuche ich, dazu einige wenige Gesichtspunkte vorzubringen.

1. Jesus gibt seinen Nachfolgern die Weisung «Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen, schlagt nicht zurück!» Jesus möchte uns ein Verhalten ermöglichen, das nicht im Verhalten des andern begründet ist. Er will uns den Weg zum andern freimachen, den der andere uns durch seine Feindschaft, seine Forderungen, seine Konkurrenz versperrt. Solch «nicht-entsprechendes» Verhalten ist ein Wagnis des Glaubens; eines Glaubens, der uns von der Angst um uns selbst befreit und uns auf die Gewalt der Liebe hoffen läßt. Haben wir diese «Feindesliebe» in unser persönliches Leben hineingenommen? Können wir aus eigener Erfahrung ihre Kraft bestätigen? Dieser Frage sollten wir uns aufrichtig stellen, bevor wir afrikanische Freiheitskämpfer an diesen Jesusworten messen und von ihnen Liebe gegenüber ihren Unterdrükkern erwarten.

2. Wenn wir zum Schluß kommen, daß die Kirche nur gewaltlose Bewegungen und Organisationen unterstützen darf, sind wir uns bewußt, daß wir dann konsequenterweise zuerst unserer eigenen Armee alle Unterstützung versagen müssen? Daß wir damit nein sagen zur Geschichte unseres Staates von den Anfängen an, von Wilhelm Tell, Morgarten und Sempach bis zu den Revolutionen des letzten Jahrhunderts, die uns die bürgerlichen Freiheiten gebracht haben!

3. Tatsächlich haben — erstaunlicherweise — die Afrikaner im südlichen Afrika g e w a l t l o s e Befreiungsbewegungen gegründet.

Am bedeutendsten war wohl der schon erwähnte Afrikanische Nationalkongreß unter Führung des Christen Albert Luthuli. Alle diese Bestrebungen wurden brutal und einsichtslos von den weißen Herren unterdrückt. Jede Art der Opposition der Afrikaner wird bis heute erbarmungslos zerschlagen. Luthuli starb in der Verbannung.

4. Aus diesen niederschmetternden Erfahrungen heraus kam beispielsweise Pfarrer Edoardo Mondlane, Leiter der «Frelimo» in Moçambique, zum verzweifelten Schluß: Nur als Kämpfer in Wald und Busch haben wir die Chance, das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, indem wir die portugiesischen Kolonialherren zermürben und nach und nach zurückdrängen. Ist es nicht auch eine Funktion christlicher Liebe, das «Recht des Nächsten» zu erkämpfen und den, der Unrecht tut, notfalls mit Gewalt in Schranken zu weisen — schließlich sogar zum Besten des «Feindes» selbst? — Die «Frelimo» kontrolliert heute immerhin ca. ein Drittel des Landes Moçambique und hat damit die Aufgabe übernommen, in diesem Gebiet Gesundheits- und Erziehungswesen und die Landwirtschaft aufzubauen. Mondlane selbst wurde getötet.

Ich stelle Ihnen die Frage: Haben wir Schweizer nun wirklich die Freiheit, vom Lehnstuhl der errungenen Unabhängigkeit aus, diesen Afrikanern die Methode der Gewaltlosigkeit vorzuschreiben, an die wir christlichen Europäer uns kaum je gehalten haben; die uns ein Gandhi, ein Luthuli und ein Martin Luther King wieder in Erinnerung rufen mußten? Wir, die wir stolz darauf sind, das berühmte Schweizer Sturmgewehr zu Hause im Schrank stehen zu haben! Wir, die wir Anhänger der Gewaltlosigkeit in unserem eigenen Land als «Dienstverweigerer» ins Gefängnis stecken!

5. Ein letzter Punkt: Wenn wir den afrikanischen Freiheitsbewegungen unseren Beistand verweigern, unterstützen wir damit nicht etwa die «Gewaltlosigkeit», sondern faktisch einfach die unterdrückende Gewalt der Weißen und — zugegeben — auch schweizerische Wirtschaftsinteressen.

«Es gibt zwei Arten von Gewalt in der Welt: die unterdrückende Gewalt, die von oben, von den Mächtigen ausgeübt wird, und die befreiende Gewalt, die von unten kommt, zu der die Unterdrückten greifen, weil sie keinen andern Weg mehr sehen, den Übelständen beizukommen.»

Da hat der Rat der Kirchen gewählt: «Es ist deutlich, auf welcher Seite das Herz der Kirche schlägt. Weil Jesus heftig Partei ergriff für die Schwachen, Diskriminierten und Hoffnungslosen, weil Jesus die menschliche Gesellschaft sozusagen am untersten Ende, bei den Verachteten, faßte, können die Kirchen nicht anders handeln, wenn sie die Schärfe des Evangeliums nicht preisgeben wollen.»

Afrikanische Menschen haben zur Gegengewalt gegriffen aus der bitteren Erfahrung heraus, daß die, die oben sind, nichts von ihren Privilegien und Besitztümern freiwillig und aus Einsicht preisgeben. Soll

diese Erfahrung auch im Falle von uns Schweizern, mit unseren starken wirtschaftlichen Beziehungen zur Dritten Welt, bestätigt bleiben? Oder sind wir endlich bereit, die «Zeichen der Zeit» zu verstehen und unseren Teil für Würde und Wohlergehen auch der farbigen Menschen beizutragen? Lorenz Hübsch

(Predigt vom 12. September 1971)

Krieg und Frieden als Probleme der Psychohygiene

Privatdozent Dr. Arnold Künzli, Basel, hatte die Freundlichkeit, den «Neuen Wegen» sein Referat über Friedensfragen zur Verfügung zu stellen. Wir bedauern, seinen Vortrag, raumeshalber, nur in gekürzter Form wiedergeben zu können. Red.

Weizsäcker, der deutsche Physiker und Friedensforscher, vertrat die Auffassung, daß der wahre Grund der Weltkriege die seelischen Konflikte sind, die die Menschen nur mit sich selbst ausfechten, fügte allerdings hinzu, daß ein erheblicher Teil der seelischen Spannungen von den Mitmenschen, also auch von Eltern auf ihre Kinder übertragen werden —, daß also die Konflikte, die ich nur in mir ausfechte, immer die Konflikte der Gesellschaft sind, in der ich aufgewachsen bin. Die enge Verbindung zwischen dem individuell-psychologischen und dem soziologischen Grund des Konflikts bestehe immer, doch glaubt Weizsäcker, die großen Kriege hätten letzten Endes ihre Wurzeln in den ungelösten Konflikten der Menschen mit sich selbst.

Die heutige, kritisch-radikale Richtung der Friedensforschung, wie aus einem Aufsatz von Dieter Senghaas, betitelt «Aggressivität und Gewalt», hervorgeht, hält dafür, daß «individuelle Aggression und die soziale Organisation in einem gewissen Zusammenhang stehen, daß aber organisierte Gewalt nicht zureichend aus der Addition individueller Aggressivität abgeleitet werden kann. Man könne, meint Senghaas, in der Behandlung der Friedensproblematik nur von der empirisch einzig realistischen Annahme ausgehen, daß die gesteigerte Friedlosigkeit, die die Menschheit heute in ihrer Existenz bedroht, eine ausgeprägte Form sozialer Organisation darstellt. («Atomzeitalter», 6/7, 1968, S. 319.)

Dr. Künzli sieht in diesem Konflikt der Auffassungen eines der Grundprobleme heutiger Friedensforschung. Es geht um die Frage Marx oder Freud (Freud, als Individual-Psychologe war offener für das Gesellschaftliche, als Marx für das Psychische). Beide erwähnten Friedensforscher, Weizsäcker und Senghaas, haben den langfristigen Maximalfrieden im Auge. Aber ihre Fragestellung ist, wie ge-